



M E L A N I E
L E V E N S O H N

INSEL

D E U T S C H E S
K I N D

ROMAN



Melanie Levensohn

DEUTSCHES
KIND

Roman

Insel

Erste Auflage 2026

Originalausgabe

© Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2026

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagfoto: Scheerer/Vintage Germany, Lübeck

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64518-4

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@insel-verlag.de

www.insel-verlag.de

Für Aurelia

Du bist mein Glück, meine Freude.

PROLOG

Maya
Napa Valley, Kalifornien

Am Tag nach meinem zehnten Geburtstag verriet Grandpa mir etwas, das alles, was ich bisher zu wissen glaubte, in Frage stellte.

Wir standen auf dem Hügel hinter seinem Haus, von dem man bis ans Ende des Tals sehen konnte. Die Sonne hing tief über den Weinstöcken, warf Schatten zwischen die Reihen. Bald würden die letzten Strahlen hinter den Bergen verschwunden sein und die Reben mit der Erde in der Dunkelheit eins werden.

»Alles ist miteinander verbunden«, sagte er, seine Hand fest in meiner, »so, wie dieser Tag mit der Nacht, wie Ebbe und Flut, Sommer und Winter miteinander verbunden sind. Ein ewiges Geben und Nehmen, Werden und Vergehen, getragen von der Energie zwischen Mensch, Erde und Sternen.«

Ich sah zu ihm hoch. »Was meinst du damit, Gramp?«

Er ließ meine Hand los und deutete auf den Boden. »Die Erde unter deinen Füßen, Bee-Bee – sie atmet. Mal holt sie tief Luft, dann gibt sie sie wieder frei. Die Weinstöcke nehmen diesen Atem auf, wachsen danach. Auch Menschen

und Tiere sind Teil dieses Rhythmus, dieser Harmonie, genau wie der Mond und die Sterne.«

Ich blickte zum Mond hinauf, der bleich und schmal am Himmel hing und so weit weg war. »Was hat denn der Mond mit den Reben zu tun?«

»Sehr viel, mein Kind.« Er lächelte. »Ihm folgen nicht nur die Gezeiten, sondern auch die Pflanzen. Wenn er zunimmt, fließen die Säfte nach oben, die Pflanzen strecken und entfalten sich. Wenn er abnimmt, so wie jetzt, kehrt die Kraft zurück in die Wurzeln. Der Kosmos ist ein fein ausgeklügeltes Zusammenspiel zwischen Wärme, Licht und Luft. Das Große lebt im Kleinen und das Kleine im Großen.«

Ich nickte ehrfürchtig, spürte, dass ich gerade etwas sehr Wichtiges gelernt hatte, auch wenn ich es immer noch nicht ganz verstand.

»Wissen das die anderen Weinbauern hier im Valley?«, fragte ich, denn Dad hatte dieses kosmische Zusammenspiel noch nie erwähnt. Auch in der Schule sprach niemand darüber. »Vor allem das mit dem Mond?«

Gramp ließ den Blick über das Tal schweifen und schüttelte den Kopf. »Leider nicht. Ich habe jahrelang versucht, es ihnen zu erklären. Die meisten wollen nichts davon hören. Sie graben, schneiden, spritzen, pressen. Aber wenn man die Natur nicht achtet, gerät sie irgendwann aus dem Gleichgewicht.«

Das Gleichgewicht zu verlieren, war schlimm, das wusste ich von meinem Sturz neulich. Es hatte tagelang wehgetan.

»Und dann?«, fragte ich.

»Dann holt sich die Sonne das fruchtbare Land, das sich

der Mensch so gnadenlos zu eigen gemacht hat, Stück für Stück zurück. Und kein Wein wird mehr hier wachsen.«

Unruhig blinzelte ich in die Sonne, die gerade als roter Ball hinter den Bergen versank. Ob sie sich wirklich eines Tages an den Menschen rächen würde? Und was würden die Weinbauern dann machen?

Ich musste Dad warnen, er hatte viel mehr Reben als Gramp.

»Keine Angst«, murmelte Gramp, der meine Besorgnis gespürt hatte, »noch bleibt uns Zeit, etwas zu ändern.«

Er legte den Arm auf meine Schultern. »Die Natur ist wie ein Lied, bei dem wir mitsingen dürfen. Wenn wir nur noch schreien, hören wir ihre Melodie nicht mehr.«

Ich drückte mich an ihn. »Dann lass uns leise sein, damit wir das Lied hören.«

»Ja, Bee-Bee«, flüsterte er, »genau darum geht es.«

Seit jener Nacht mussten über zwanzig Jahre vergehen, bis ich begriff, dass ich die Melodie schon lange nicht mehr hörte.

KAPITEL 1

Liese

Herxheim bei Landau, April 1945

Kartoffelstampf, wie immer. Er war graubraun und roch nach feuchtem Holz und Erde. Liese hatte ihn mit Schalen, Wurzeln und etwas Trockenmilch gestreckt, damit er für sie drei reichte.

Mutter starrte angewidert auf ihren Teller, bevor sie die Gabel in die dunkle Masse tauchte. »Wenn ihr wüsstet, was sich heute zugetragen hat.«

»Heute bei der Arbeit?«, hakte Katrin nach, während sie einen Klecks Margarine unter ihre Kartoffeln mischte.

Mutter nickte müde.

Liese ließ den Löffel sinken. Die Mutter arbeitete beim französischen Ortskommandanten als Zugehfrau und Köchin und musste jeden Tag für zwanzig Soldaten das Mittagessen zubereiten. Hatten die Kerle sie etwa ...? Seit sich die französischen Besatzer in die Herxheimer Gaststätten, Schulen und Häuser einquartiert hatten, hörte man ständig von solchen Vorfällen. Der Frau vom Jakob Wiechel war es passiert, am hellichten Tag hinter der Scheune – mit einem Marokkaner –, und der Tochter der Gäbeles auch. Seitdem mied Liese Seitenstraßen und Feldwege.

»Jetzt erzähl schon, Mutter«, drängte Katrin, neugierig wie immer, wenn es um die Franzosen ging, die in khakifarbenen Uniformen durch die Straßen patrouillierten, die Trikolore schwangen und ganz Herxheim mit Anweisungen und Erlassen zuplakatiert hatten.

»Damit du die Geschichte gleich morgen beim Brot-Anstehen an deine Freundinnen verfüttern kannst?«, fuhr Liese ihrer Schwester über den Mund.

»Spiel dich nicht so auf, nur weil du zwei Jahre älter bist«, schnappte die zurück.

Mutter hob den Kopf. »Schnecken!«

Die Mädchen sahen sie verdutzt an.

»Der Kommandant wollte, dass ich Schnecken koche. Einen ganzen Eimer voll!«

»Igitt.« Katrin schüttelte sich vor Ekel.

Liese fiel ein Stein vom Herzen. Sie hatten sie also *nicht* angefasst. »Und? Hast du es gemacht?«

»Natürlich.« Sie zuckte mit den Achseln. »Mir blieb nichts anderes übrig.«

Liese stellte sich die glibberigen Körper auf ihrer Gabel vor und verzog den Mund. »Wie kocht man denn so was?«

»Das wusste ich auch nicht«, sagte Mutter, »also habe ich sie wie Leberspätzle zubereitet. Abgebrüht, aus den Häuschen gezogen und in einer Pfanne mit Butter angebraten.«

Leberspätzle. Butter. Liese wurde schwindelig vor Hunger. Schnell schob sie sich eine Gabel Brei in den Mund. Er schmeckte nach verlorenem Krieg und Essensmarken.

»Aber so geht man in Frankreich anscheinend nicht mit Schnecken um«, fügte Mutter hinzu. »Die Offiziere haben nichts davon angerührt.«

Katrins Augen weiteten sich vor Vergnügen. »Und dann?«

Liese ahnte es bereits – spätestens morgen würde sich der halbe Ort das Maul über die Franzosen und ihre barbarischen Essgewohnheiten zerreißen.

»Dann haben sie alles auf den Mist geworfen, und ich musste etwas anderes kochen.«

Katrin seufzte. »Die schöne Butter ...« Sie stocherte auf ihrem Teller herum. »Kannst du nicht mal ein Pfund davon in deiner Schürzentasche mitgehen lassen?«

Mutter hob die Brauen. »Kommt nicht in Frage. Die Franzosen machen überall Straßenkontrollen. Wenn sie gestohlene Ware bei mir finden, komme ich in Teufels Küche.«

»Da bist du doch schon«, kicherte Katrin.

Liese musste lachen, und selbst die Mutter konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Liese sog es in sich auf, freute sich über diese flüchtige Milde in Mutters sonst so strenger Miene. Seit der Vater in den Krieg gezogen war, um für das Reich zu kämpfen, war von der fröhlichen Frau, die früher mit ihren Töchtern Swing gehört und beim Kochen gesungen hatte, nur noch Bitterkeit übrig.

»Butter kriegen wir auch bei den Pfeiffers auf dem Hof«, sagte Liese, »und für eine von Vaters Handgerollten bestimmt sogar zwei Pfund.«

Der Vater war in der Herxheimer Tabakproduktion tätig gewesen. Zwei Kisten seiner feinsten Zigarren hatten sie vor den Franzosen und ihren strengen Requisitionen retten können. Jetzt lagerten die Kisten gut versteckt im Keller. Eine Erinnerung an unbeschwerte Zeiten, die die Mutter wie ihren Augapfel hütete.

Ihr Lächeln erstarb. »Die Zigarren rührt ihr nicht an.« Sie griff nach der Margarine. »Die tauschen wir im Winter gegen Kohle ein, wenn die Franzosen am warmen Ofen hocken und sich über die vollen Bäuche streichen.«

Es klopfte. Sie fuhren zusammen. Abends, nach der Sperrstunde, durfte man das Haus nicht verlassen und keinen Besuch empfangen. Das Klopfen klang nicht wie das typische Kurz-kurz-lang von Frau Martin, der Nachbarin, die sich manchmal über die französischen Verbote hinwegsetzte und nach dem Essen auf ein Schwätzchen vorbeikam. In diesem Pochen lag die Kraft eines Mannes.

»Wer kann das sein, so spät?«, flüsterte Katrin.

Mutter bekreuzigte sich. »Seid ihr beim Milchhams-tern erwischt worden?«, zischte sie. »Oder habt ihr was geklaut? Dann sagt es lieber jetzt.«

Liese legte ihre Gabel nieder. »Ich ... ich bin gestern nicht zur Kartoffelkäfersuche gegangen.«

»Du hast es vergessen?« Panik blitzte in Mutters Augen auf.

»Nein, es war einfach zu viel. Ich musste dreieinhalb Stunden beim Gemüsehändler anstehen, und als ich endlich drankam, war nichts mehr da. Dann war ich beim Metzger. Das hat auch wieder zwei Stunden gedauert ...«

»Zu viel«, öffte die Mutter sie nach und vergaß für einen Moment zu flüstern, »immer ist euch Gören alles zu viel. Die Käfer fressen den Bauern die ganze Ernte weg. Willst du, dass wir alle verhungern?«

»Mensch, Liese«, sagte Katrin, »was machst du für Sachen?«

Es klopfte erneut. Lauter.

»Hallo?«, rief eine Männerstimme.

»Jetzt geh schon, Liese, und mach auf«, befahl Mutter.
»Wenn es die Polizei ist, dann sollen sie dich gleich mitnehmen.«

Liese erhob sich und schlich mit weichen Knien durch den Flur. Die Käfersuche zu schwänzen, konnte verheerende Strafen nach sich ziehen.

Als sie die Tür aufzog, blickte sie in die eisblauen Augen eines Soldaten. Er war groß wie ein Baum und trug einen hellbraunen Feldrock mit Goldknöpfen. Sein Gewehr hing an einem Ledergurt schräg über seiner Schulter.

Liese zitterte vor Angst.

»Guten Abend«, sagte der Mann und sah ihr so unverwandt in die Augen, dass ihr die Hitze ins Gesicht schoss. Schnell wandte sie den Blick ab.

»Ich suche Frau Kirchner. Ist das Ihre Mutter?« Sein Deutsch war erstaunlich flüssig, der Akzent weich wie Butter.

Liese fasste wieder Mut. Dieser Mann klang nicht wie jemand, der gekommen war, um ihr eine Strafe zu verpassen.

Sie nickte stumm und musterte sein Gewehr, das in der Abendsonne glänzte. Erst jetzt bemerkte sie den prall gefüllten Seesack neben ihm auf dem Boden. War er etwa plündernd durchs Dorf gezogen, so wie viele andere seiner Kameraden, und hatte den Bürgern Schmuck, Radios, Gürtel und Schuhe abgenommen?

Sie hörte Schritte im Flur, kurz darauf erschien Mutter, hinter ihr Katrin.

»Was kann ich für Sie tun?« Mutters Finger tasteten über ihren Dutt, flogen über die dürftig geflickte Schürze.

»Guten Abend, Madame.« Der Soldat nickte förmlich.

»Darf ich mich vorstellen? Lieutenant Escoffier, Première armée française.« Er zog ein Stück Papier aus der Brusttasche und hielt es ihr entgegen. »Ihr Haus wurde mir als Unterkunft zugeteilt.«

Sie griff nach dem Dokument. »Quartiersschein«, las sie laut und erbleichte.

Lieses Herz setzte einen Schlag aus. Dieser Hüne würde jetzt bei ihnen wohnen? Mit seiner Waffe in ihrer Küche frühstücken?

Nach dem Einmarsch der Alliierten im März hatten sich viele französische Offiziere in den Privathäusern der Bevölkerung eingenistet. Beim Pfarrer wohnten zwei, bei den Lohmanns eine Straße weiter gleich drei. Sie schlieften in Gäste-, Wohn- und Kinderzimmern oder hatten die Eigentümer vertrieben und gleich das ganze Haus besetzt.

Bis jetzt waren die Kirchners von den Zwangseinquartierungen verschont geblieben – vielleicht, weil ihr Haus viel kleiner war als die anderen und etwas versetzt hinter dem der Martins lag. Aber das war nun vorbei.

Katrin musterte den Franzosen misstrauisch.

Mutter ließ das Papier sinken und holte Luft. Liese sah ihr an, wie sie in Gedanken die wenigen Zimmer durchging und überlegte, wo der Soldat schlafen könnte. Ein Gästezimmer hatten sie nicht, und Liese und Katrin teilten sich bereits die kleine Stube neben dem Schlafzimmer der Eltern.

Mutter trat in den Flur zurück. »Kommen Sie.«

Der Leutnant griff nach seinem Sack, dann folgte er ihr. Er war so groß, dass er den Kopf einziehen musste, als er durch die Tür ging.

»Wenigstens kein Schwarzer«, flüsterte Katrin Liese zu.

»Halt den Mund, der versteht doch alles.«

In gebührendem Abstand liefen sie hinter dem Soldaten durch den Flur. Mit einem flauen Gefühl betrachtete Liese das Gewehr, das sich im Rhythmus seiner Schritte leicht hin und her bewegte.

»Wir werden das Arbeitszimmer meines Mannes für Sie herrichten«, erklärte Mutter, während sie ihm voran die schmale Treppe in den ersten Stock hinaufstieg. »Dort steht zwar kein Bett, aber ein Sofa.«

»Sehr freundlich, Madame.« Die Stufen ächzten unter seinen Stiefeln, ein kalter Zug Besatzungsmacht blies durch das Häuschen.

Liese wurde bange zumute. Ein Fremder – nachts in ihrem Haus. Er würde ihre Gespräche belauschen, das Badezimmer mit ihnen teilen, in den Sachen des Vaters herumstöbern.

Schlimmer noch: Sie waren ihm und seinen Gelüsten komplett ausgeliefert. Er könnte über die Mutter herfallen, sich an ihnen allen vergehen – und niemand würde ihnen zu Hilfe eilen. Sie dachte an die Frau vom Jakob Wiechel, die sich seit dem Vorfall hinter der Scheune kaum noch unter Menschen traute, und erschauerte.

Oben angekommen, öffnete Mutter die Tür zu dem kleinen sonnigen Eckzimmer. Der Duft des geliebten Vaters strömte ihnen entgegen. Nach Tabak roch es, nach seiner Strickjacke, die noch immer über dem Drehstuhl hing, und nach stillen Sonntagnachmittagen in einer Welt ohne Krieg. Ein Schatten legte sich über Mutters Gesicht, ihre Augen wurden feucht.

Früher hatte sich der Vater gern hierher zurückgezogen, um zu arbeiten oder zu lesen. Wenn sie jetzt den Raum

betraten, fühlte es sich jedes Mal für einen wehmütigen Moment so an, als sei er niemals weggegangen. Als sei er nur kurz in der Küche, um seinen Aschenbecher zu leeren.

Doch der Vater war nicht da. Er steckte irgendwo in Russland, seit Monaten hatten sie nichts mehr von ihm gehört. Manchmal, wenn die Mutter ihn so vermisste, dass ihr vor Gram die Stimme versagte, setzte sie sich hier oben an seinen schwarz gebeizten Schreibtisch und betrachtete das glückliche Hochzeitspaar, das ihre Eltern einst gewesen waren, auf dem gerahmten Foto.

Dann betete Liese, der Vater möge endlich zurückkommen, um seiner Frau das Lächeln ins Gesicht zurückzaubern.

»Liese, bezieh das Sofa«, ordnete die Mutter an, die sich wieder gefasst hatte. »Und bring dem Leutnant frische Handtücher.« Sie ging zum Schreibtisch, griff nach dem Hochzeitsbild und ließ es in ihrer Schürzentasche verschwinden.

»Sofort.« Liese holte Kissen und Laken aus dem Flurschrank, dann huschte sie zurück ins Arbeitszimmer und machte sich daran, ihre Bücher zusammenzuräumen, die verstreut auf dem Sofa lagen. Der Kleine Brockhaus A-K, die Bibel und ein paar Schulbücher.

Die Schule hatten Liese und Katrin schon länger nicht mehr besucht, sie war seit Kriegsende geschlossen, die Fenster eingeschlagen. Niemand wusste, wann der Unterricht wieder aufgenommen werden würde. Nun verbrachte Liese ihre Tage damit, den Haushalt zu besorgen und den vorgeschriebenen Kartoffelkäferdienst zu leisten.

Vor allem mussten die wenigen Lebensmittelkarten, die die Franzosen ihnen zugestanden, gegen Nahrungsmittel

eingetauscht werden. Das erforderte stramme Beine und eine gehörige Portion Geduld, denn für jedes Stück Brot, jedes Gramm Margarine musste man anstehen. Die Mutter, die erst abends von der Arbeit heimkam, hätte gar keine Zeit dafür gehabt.

»Möchten Sie mit uns essen?«, fragte die Mutter den Leutnant. Sie fuhr mit dem Finger über den Schreibtisch und machte Liese mit einem forschenden Kopfnicken Zeichen, die Arbeitsplatte abzustauben.

»Wenn es keine Umstände macht, gerne.« Er legte seinen Sack auf dem Boden ab.

»Es macht keine Umstände«, versicherte die Mutter. »Die Kartoffeln sind sicher kalt geworden, ich wärme sie schnell noch einmal auf. Katrin, du kommst mit.« Die beiden verließen den Raum.

Der Leutnant setzte sich auf Vaters Drehstuhl und zog sich die Stiefel von den Füßen. Liese musterte ihn aus den Augenwinkeln, während sie den Kissenbezug zuknöpfte. Gut schaute er aus mit dem dichten, hellblonden Haar, das ihm in die Stirn fiel, und seinen blauen Augen – wie ein Arier. Schön und kräftig, nicht wie die verlausten, dünnen deutschen Männer, die in den letzten Wochen aus dem Krieg heimgekehrt waren.

Morgen würde sie Gisi fragen, was es zu beachten galt, wenn man mit Besatzern unter einem Dach lebte. Ihre beste Freundin kannte sich aus, bei ihr wohnte auch einer, ein gewisser Adjutant Fournier. Außerdem half Gisi im Gemischtwarenladen ihrer Eltern mit und hatte oft französische Kundschaft. Gisi würde ihr gute Ratschläge geben.

»Wie heißen Sie, Mademoiselle?«, fragte der Leutnant.

Das Blut pochte in Lieses Schläfen. Sie hatte noch nie

mit einem Franzosen gesprochen. Auf der Straße ignorierte sie ihre frechen Pfiffe, und wenn einer sie mit »Pardon, Fräulein« ansprach, sah sie in die andere Richtung und ging zügig weiter.

»Ich bin die Liese.« Ihre Stimme war nur noch ein Flüstern.

»Ein hübscher Name«, sagte er, »fast so hübsch wie Sie.«

Lieses Puls wurde schneller. Eilig drehte sie sich weg, warf das Laken über die Polster und stopfte es fest.

»Nennen Sie mich Michel.«

»Sehr wohl, Herr Leutnant«, gab Liese zurück, während sie versuchte, den Bettbezug über die Decke zu ziehen. Doch sie musste aus Versehen die Seiten vertauscht haben, der Bezug passte nicht. Hastig zog sie die Decke wieder heraus.

Der Leutnant trat zu ihr. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Nein, nein ... danke«, stotterte sie und geriet mächtig ins Schwitzen. »Geht schon.«

Doch da hatte er ihr bereits den Bezug aus der Hand genommen. Er drehte ihn und hielt ihn hoch. »Hier, das ist die schmalere Seite.«

Liese griff nach dem Stoff und stülpte ihn über die Decke. Kurz berührten sich ihre Hände. Sie wich zurück.

Der Leutnant tat, als hätte er nichts bemerkt. Er nahm die Decke, schüttelte sie, bis der Bezug richtig saß, und legte sie über das Sofa. »Voilà!«

»Danke schön«, murmelte sie und schloss hastig die Knöpfe am unteren Rand der Decke.

Er lächelte. »In Frankreich ist das Bettenmachen leichter. Wir benutzen nur Wolldecken, die wir in ein Laken einschlagen.«

Liese runzelte die Stirn. »Und im Winter? Ist Ihnen da nicht kalt?«

Als ihr bewusst wurde, dass sie dem Leutnant eine persönliche Frage gestellt hatte, schlug sie sich beschämt die Hand auf den Mund. Hoffentlich hatte Mutter nicht gehört, wie sie hier so ungeniert mit ihm plauderte.

Er sah sie an. »Im Winter«, wiederholte er, »da rücken wir einfach näher zusammen.«

Am liebsten wäre Liese im Boden versunken.

»Leutnant Escoffier«, hörte sie Mutters Stimme von unten, »es ist angerichtet.«

Er deutete in Richtung Flur. »Nach Ihnen, Mademoiselle.«

Benommen stolperte sie aus dem Zimmer.

Lieses Furcht vor dem ungebetenen Gast erwies sich als unbegründet. Der schöne Leutnant fiel weder über die Mutter her noch über sie. Er kam auch nicht mitten in der Nacht betrunken nach Hause und polterte grölend die Treppe hoch. Er war stets zuvorkommend und freundlich. Und wenn er redete, mit diesem warmen, melodischen Akzent, war es, als tanzten seine Worte durchs Zimmer.

Auch Lieses Freundin Gisi war von Leutnant Escoffier angetan. »Was für ein wohlherzogener Mann«, bemerkte sie eines Morgens, als sie mit Liese auf der Oberen Hauptstraße bei der Ausgabe von Lebensmittelkarten anstand. »Gestern kam er zu uns in den Laden und wollte ein Stück Weißbrot kaufen.« Sie gluckste. »Als ich ihm das steinharte Graubrot gezeigt habe, hat er abgelehnt und sich sogar noch entschuldigt.« Gisi blickte sich kurz um, dann trat sie näher an Liese heran. »Und wie er aussieht ...« Sie

verdrehte verzückt die Augen. »Wie ein junger Gott. Da kann Fournier nicht mithalten.«

»Psst!« Liese kicherte.

»Wie alt er wohl ist?«

Liese zuckte mit den Achseln. »Keine Ahnung.«

»Fünfundzwanzig bestimmt. Wahrscheinlich längst verheiratet.«

»Ist er nicht«, entfuhr es Liese, »er trägt keinen Ring.«

»Aha.« Gisi grinste. »Er gefällt dir.«

Liese wurde rot.

Die Freundin zwinkerte belustigt. »Stell dich gut mit ihm, aber lass dir nicht das Herz brechen.«

Manchmal brachte der Leutnant der Mutter Zigaretten mit, die sie auf dem Schwarzmarkt gegen ein Stück Leberwurst oder ein Tütchen Zucker eintauschte – dass sie selbst zwei Kisten Zigarren als eiserne Ration im Keller lagerten, brauchte er ja nicht zu wissen. Den Schwestern schenkte er Schokolade und Karamellbonbons, und abends saß er oft noch mit den Kirchners beisammen. Dabei heftete sich sein Blick immer wieder auf Liese, und wenn sie es wagte, ihn zu erwidern, fegte ein Sturm durch ihr Herz.

Erlaubt war das nette Beisammensitzen allerdings nicht. Trotz der Zwangseinquartierungen ihrer Soldaten wollte die französische Militärregierung eine Fraternisierung mit den Deutschen unbedingt vermeiden.

Doch sobald der Leutnant seine Uniform ablegte, Liese anlächelte und die fade Brennnesselsuppe lobte, die sie gekocht hatte, schien das alte Feindbild für einen Moment zu verschwinden. Dann war er nur noch ein junger Mann und sie eine junge Frau voller Sehnsüchte und Träume.

Morgens jedoch kehrte das Unbehagen, das Liese seit

seiner Ankunft umtrieb, zurück. Denn morgens war sie mit dem Leutnant allein im Haus.

Mutter machte sich bereits vor sieben Uhr auf den Weg zur Arbeit. Da die Franzosen sämtliche Fahrräder im Ort requiriert hatten und es auch kein funktionierendes Omnibussystem mehr gab, blieb ihr nichts anderes übrig, als die sechs Kilometer zum Haus des Kommandanten zu Fuß zurückzulegen.

Katrin musste noch früher los. Beim ersten Hahnen-schrei sprang sie aus dem Bett und stellte sich bei Bäcker Braun in die Schlange. Nachdem sie das Brot zu Hause abgeliefert hatte, lief sie ins benachbarte Herxheimweyher, wo sie in einer Nähstube aushalf. Sie flickte Schürzen, nähte aus alten Hakenkreuzfahnen Kinderhemden und trennte rettungslos durchgelaufene Socken auf, um neue daraus zu stricken. Die Näherinnen entlohnnten sie mit Linsen, Kartoffeln und kleinen Stücken Seife, die Katrin abends stolz der Mutter übergab.

So oblag es Liese, dem Leutnant das Frühstück zu servieren. Sie hatte nicht viel, was sie ihm anbieten konnte, und es war immer dasselbe. Zwei Schnitten Brot mit Margarine, dazu ungezuckertes Eingemachtes und eine Tasse Ersatzkaffee mit Saccharin.

Er bedankte sich höflich und verlangte nie nach mehr.

Während er im Esszimmer saß, stand sie nebenan in der Küche, wusch das Geschirr und spürte dem seltsamen Gefühl nach, das seine Nähe in ihr auslöste. Eine Mischung aus Neugier und Beklemmung. Aber auch eine gewisse Vorfreude mischte sich darunter, die kurz darauf in Panik umschlug. Und dann begann sich alles in ihr zu drehen.

Jeden Morgen bat der Leutnant sie, sich zu ihm zu set-

zen. Jeden Morgen lehnte Liese ab. Doch seine eisblauen Augen gingen ihr den ganzen Tag nicht aus dem Kopf.

Zwei Wochen nach seiner Einquartierung erschien er früher als sonst in der Küche. Liese war gerade dabei, geröstete Gerstenkörner und Zichorienwurzeln in die Kaffeemühle zu füllen. Aus dem Pulver wollte sie frischen Ersatzkaffee brühen.

Sie war so in ihre Arbeit versunken, dass sie erschrak, als er plötzlich vor ihr stand.

Er hatte sich frisch rasiert und roch nach einer fremden, vornehmen Seife. Das Haar war noch feucht und aus der Stirn gekämmt, die Uniform frisch gebügelt. Alles an ihm strahlte Stärke und Überlegenheit aus.

Liese legte den Löffel ab und strich sich das Haar aus der Stirn. »Entschuldigen Sie, Leutnant ...«

»Michel«, korrigierte er sie.

Liese nickte gehorsam, doch sie traute sich nicht, ihn beim Vornamen zu nennen. Dabei hatte sie längst verstanden, dass das ein Privileg war, das er nur ihr zugestand. Und nur, wenn sie beide allein waren. Von Mutter und Katrin ließ er sich weiterhin mit Leutnant Escoffier anreden.

»Ich bin noch nicht fertig«, sagte sie. »Ich hatte Sie erst um halb acht erwartet.«

»Lassen Sie sich Zeit.« Er zeigte auf die Körner und Wurzeln. »Aber nicht dieses bittere Zeug. Das kann doch kein Mensch trinken.« Er zog ein Päckchen aus seiner Tasche und überreichte es ihr. »Probieren wir lieber den.«

Liese nahm die Packung und musterte das glänzende, rote Papier. Ein betörend würziges Aroma ging von ihm aus. »Ist das etwa Kaffee?« Sie hielt sich die Packung unter

die Nase. »Echter Bohnenkaffee ...« Sie atmete tief ein und schloss kurz die Augen. Ein Duft wie aus dem Paradies.

»Frisch aus Frankreich.« Er grinste.

Liese riss sich zusammen. »Ich werde ihn sofort für Sie zubereiten, bitte nehmen Sie Platz.«

Er legte seine Hand auf ihre, die immer noch die Packung umschloss. »Nur, wenn Sie eine Tasse mittrinken.«

»Ich weiß nicht ...« Liese wich zurück. Die Mutter hatte ihr aufgetragen, zum Rathaus zu gehen, um neue Bezugsscheine für Kleidung zu beantragen. Dafür würde sie mindestens drei oder vier Stunden anstehen müssen. Die Schlangen waren endlos, das Amt hatte nicht jeden Tag geöffnet. Wenn Mutter herausfand, dass sie stattdessen mit dem Leutnant Kaffee getrunken hatte, würde sie sie bestrafen.

»Was kann ich tun, um Sie zu überreden?«, fragte er.

Liese blinzelte nervös. »Na gut. Aber Sie dürfen nichts der Mutter sagen.«

»Selbstverständlich nicht.« Ein Lächeln umspielte seine Lippen. »Das bleibt unser kleines Geheimnis.«

Zehn Minuten später saßen sie am Esstisch, vor ihnen eine Kanne des französischen Kaffees. Nach der ersten Tasse hatte Liese ihre Pflichten vergessen. Irgendein Vorwand würde ihr später schon einfallen, warum sie keine Bezugsscheine beantragen hatte können.

»Wo haben Sie so gut Deutsch gelernt, Herr Leutnant?«

»Von meinem Vater. Er stammt aus Lothringen, ist aber schon früh nach Paris gezogen. Zu Hause haben wir oft Deutsch gesprochen. Als die Wehrmacht 1940 in Frankreich einmarschiert ist, hat mir das sehr geholfen.« Er fuhr sich durch sein dichtes, feuchtes Haar, betrachtete

sie. »Und Sie? Hätten Sie nicht Lust, ein bisschen Französisch zu lernen?«

»Ja, schon ...« Ihr Gesicht brannte unter seinem Blick. »Aber ich muss mich ums Haus und das Essen kümmern. Und die Schule ist geschlossen.«

Sie wandte sich ab, schenkte Kaffee nach. Ihre Hand zitterte leicht, fast hätte sie etwas verschüttet.

»Sie brauchen keine Schule, um Französisch zu lernen.« Er griff nach dem Saccharin, wie zufällig streiften seine Finger ihre. »Ich kann es Ihnen beibringen.«

Liese wurde heiß. »Sie ...? Mir?«

»Es ist gar nicht so schwer, wie Sie glauben.« Er klopfte mit dem Fingerknöchel auf den Tisch. »Ça, c'est *une table*«, sagte er und sah sie aufmunternd an.

Liese ließ sich auf das Spiel ein. »Un-e table«, wiederholte sie. Das fremde Wort zerging ihr auf der Zunge wie Konfekt.

»Voilà, Ihr erstes Wort.«

Er lächelte, rückte ein Stück näher. Liese blieb der Atem weg.

»Et ça« – sein Blick verschmolz mit ihrem –, »c'est *un regard*. Ein Blick.«

»Un regard«, sagte Liese tonlos.

Er trank etwas Kaffee, dann stand er auf. »Morgen machen wir weiter.«

Als er gegangen war, schaffte sie es kaum, das Geschirr abzuwaschen. Der eisblaue *regard* des Leutnants ging ihr nicht mehr aus dem Sinn.

Seitdem konnte Liese es kaum erwarten, mit ihm morgens allein zu sein. Wenn sich der köstliche Bohnenduft in der Küche ausbreitete und er ihr neue, vornehm klingende

Wörter vorsagte, die sie mit klopfendem Herzen nachsprach, wehte ein Hauch Pariser Flair durch ihr dunkles Leben, der sie den ganzen Tag erfüllte.

So vergingen mehrere Wochen, und mit jeder heimlichen Tasse Kaffee, jedem neuen Wort, das Michel ihr beibrachte, fühlte Liese sich mehr zu ihm hingezogen. Er entfachte eine Sehnsucht in ihr, von der sie – wenn Freundinnen davon gesprochen hatten – nicht geglaubt hatte, sie jemals selbst empfinden zu können.

An einem warmen Sommermorgen, Liese hatte vor Herzklopfen kaum geschlafen, sprang sie zusammen mit Katrin aus dem Bett, noch bevor die Sonne aufging. Um bei der Schwester kein Misstrauen zu erregen, richtete sie sich erst dann her, als diese auf dem Weg zum Bäcker war.

Liese bürstete ihr Haar, bis es mit den ersten Sonnenstrahlen um die Wette glänzte und band sich die blau karierte Schürze um, bei der die Flicker nicht so deutlich hervorstachen. Es war schwer, sich für den Leutnant schön zu machen, sie hatte ja nichts. Und wer war sie schon, verglichen mit den anmutigen Pariserinnen ihrer Fantasie, die in schmal geschnittenen Kostümen und hohen Absätzen über die Boulevards stolzierten.

Als die Mutter etwas später die Küche betrat, war der Tisch gedeckt, der Ersatzkaffee dampfte in den Tassen.

»Was ist denn in dich gefahren?«, murmelte sie verwundert, rührte etwas Milchpulver in ihren Muckefuck und setzte die Tasse an den Mund.

Lieses Wangen glühten. »Nichts, ich bin einfach nur gut gelaunt.«

Mutter sah sie müde an. »Gut gelaunt war ich das letzte Mal, als dein Vater vor einem Jahr auf Fronturlaub hier

war.« Sie seufzte. »Ohne ihn ist das Leben ein einziger Kampf.«

Liese sah zu Boden. »Das tut mir leid.«

Kaum hatte die Mutter das Haus verlassen, richteten sich Lieses Mundwinkel wieder nach oben. Mit bebendem Herzen wartete sie darauf, dass der Leutnant endlich erschien.

»Sie sehen anders aus heute«, bemerkte er, als sie eine halbe Stunde später nebeneinander am Küchentisch saßen. »Noch schöner als sonst.«

Liese verschluckte sich. »Merci«, brachte sie hustend hervor.

»Husten, c'est la *toux*«, erklärte er und rückte etwas näher an sie heran. So dicht, dass sie die winzige Schweißperle sehen konnte, die an seinem Hals hinunterrann. Ihr Herz raste.

Langsam beugte er sich vor und legte seine Lippen auf ihre. Sie waren warm und weich, wie sein Deutsch.

»Und das ...«, wisperte er, »das ist ein Kuss. *Un baiser*.«

»Un baiser«, sagte Liese ergriffen. Dann küsste er sie noch einmal.

Seit jenem Morgen erwachte Liese mit einem Flattern im Bauch, so wild und berauschend wie ein Schwarm aufgeschreckter Stare. Sobald Mutter und Katrin weg waren, tauschte sie die blaue Arbeitsschürze gegen ihr Sonntagskleid und trug etwas von Mutters Lippenstift auf.

Wenn Michel kurz darauf die Treppe heruntergeeilt kam, seine Arme um sie legte und sie küsste, war die Welt vollkommen.

Während sie das Frühstück vorbereitete, strich er ihr

über den Nacken, nannte sie »mon trésor«, »ma beauté« und gab ihr andere exotisch klingende Namen, die Liese später, wenn sie wieder ihre Schürze trug, Fliesen schrubhte und Wäsche wusch, leise vor sich hin flüsterte.

Mit Michel wurde alles schöner, beschwingter, leichter. Die Arbeit und das lange Anstehen machten ihr nichts mehr aus. Auch das ständig nagende Hungergefühl war verflogen. Liese schwebte durch den Alltag, getragen von Michels Worten, seinen Küssen und der Vorfreude auf ihr nächstes Wiedersehen.

»Na, da ist aber jemand schwer verliebt«, neckte Gisi sie, als sich die beiden an einem brütend heißen Nachmittag beim Kartoffelkäferdienst trafen. »So, wie du strahlst ...«

Liese presste den Zeigefinger auf den Mund und sah sich um. Doch die anderen Frauen und Kinder in ihrer Gruppe schienen nichts mitbekommen zu haben. Sie standen ein paar Meter entfernt im Feld, über die Kartoffelpflanzen gebeugt, und inspizierten die Blätter.

Gisi stellte ihren Eimer ab. »Der Franzose?«

Liese lächelte. »Seit dem Tag, an dem er bei uns eingezogen ist.« Etwas leiser fügte sie hinzu: »Ich könnte die ganze Welt umarmen.«

»Genieß es«, wisperte Gisi.

Auch daheim blieb Lieses Verwandlung nicht unemerkt.

»Was ist eigentlich los mit dir?«, fragte Katrin eines Abends beim Essen. Sie waren zu dritt, Michel aß meistens mit seinen Kameraden im Offizierskasino. »Du bist so anders in letzter Zeit.«

»Was soll denn sein?« Liese nahm ein Stück Brot und zerbröckelte es über ihren Kartoffeln.